

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

Ein flachshaariges Bübel lief ihm über den Weg. Das fragte er nach dem Wirtshaus.

„Zem unt'n beim Predal,“ gab der Kleine schon zurück, und lief spornstreichs ins nächste Haus hinein. Selbst die Kinder wichen ihm aus . . . dem Bagabunden!

O einmal, nur einmal das alles den Menschen heimzahlen!

Und dort hing das Kreuz und der Heiland daran, der für alle gebetet.

Mit einem Ruck schob er die Mütze in die Stirne. Nein, er hatte ihm nichts zu danken. Nicht einmal das bißchen Nächstenliebe.

„Zem unt'n, beim Predal!“ Fehlgeh'n konnte man hier gewiß nicht. Also vorwärts! In der Schänke hatte er noch immer einen gefunden, dem es noch schlechter ging als ihm. Das war auch ein Trost.

Der Wirt war ein rothaariger Tische, der aber gut Deutsch sprach und die Augen wie schene Vögel umherschaute. Man munkelte allerlei über ihn, wußte aber doch eigentlich nichts Rechtes. Und schließlich — in die Kirche ging er doch! Einmal, vor langen Jahren, hatte er als Reitknecht in den Diensten des Grafen gestanden, dem das Dominium Lorowiz gehörte. Der junge Graf war damals fast noch ein Knabe gewesen. Aber der Predal hatte ihm nicht bloß das Reiten beigebracht. Und als es die Eltern merkten, war es zu spät. Nun wurde der Graf nach Heidelberg geschickt, studieren. Der Besitzer des Dominiums Lorowiz sah im Rat der Krone. Da war es nur billig, daß der junge Majoratsherr auch ein wenig von diesen Dingen verstand, um die er sich einmal, wenn auch nur dem Scheine nach, kümmern sollte.

Aber „der Predal“ fand auf irgendeinem Wege auch nach Heidelberg und dort ging es noch einmal so lustig her.

Der alte Graf war ein passionierter Reiter und machte sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen, die hohe Freitreppe des Schlosses mit seinem Hengst in ein paar Sätzen zu nehmen. Wenn Ihre Gnaden, die Frau Gräfin, mit einem entsetzten Sprung hinter die Türen flüchteten, hatten der Herr Graf immer einen Hauptspäß!

Es war doch auch zu drollig: drinnen das spiegelnde Parkett des Gartensalons, mit den zierlichen Kofokomöbeln und den feinen Nippes auf Schränken und Etageren, und nun plötzlich — trapp — trapp — trapp Se. Gnaden mitten drinnen! Der ins Gebiß schäumende Hengstkopf voran!

„Es wird einmal mein Tod sein!“ jammerte die Gräfin. Aber es wurde — sein Tod. Eines Tages brachen der Herr Graf das Genick . . . bei demselben Späß!

Weil ein Majoratsherr zur Hand war, machte sich die Gräfin nicht allzu viele Sorgen. Mit dem Majoratsherrn kam aber auch „der Predal“ zurück und noch einer, den sie den „Mexikaner“ nannten, weil er einmal in Amerika gewesen sein wollte. Sicher war nur, daß er in der Fremdenlegion gestanden und sich später jahrelang in Frankreich und Deutschland herumgetrieben hatte. Wenn man einer dunklen Kunde glauben durfte, war er zuletzt der Besitzer eines verrufenen Hauses in der Studentenstadt gewesen. Dort hatte der junge Majoratsherr ihn kennen gelernt und einfach mitgebracht, als „Maitre de plaisir“ (Spaßmacher).

Er mußte seine Sache wohl verstehen. Gelang es doch nicht einmal der Gräfin, ihn zu entfernen. Und als sie starb, blieb er erst recht im Schlosse.

Der Kerl hatte ein braunes, verwiltertes Gesicht, aus dem die Nase wie ein krummer Haken stach; rechts und links tiefe Rinnefalten, die sich bis in den ruppigen Bart verloren. Denn er ließ sich den Bart nie abnehmen, obwohl es nicht gerade Mode war, einen zu tragen. Die Augen, klein und scharf, gingen einem „durch und durch“, wie die Bauern sagten; und wenn sie länger als üblich an einer Bauernbirne herumsuchten, bekam die Birne und ihre ganze Sippschaft Angst. Im Dorf sprach niemand Französisch, nicht einmal der Herr Pfarrer; aber was ein „Maitre de

plaisir“ war, wußten alle, seit der Graf den „Mexikaner“ mitgebracht.

Eine Zeitlang hatte sich die alte Gräfin mit dem Gedanken getragen, daß ihr Sohn und die Herrin des Kunkellehens Schönbach einmal ein Paar würden. Aber es war seltsam! Weder der Graf noch das hochadelige Fräulein schienen an ihresgleichen Gefallen zu finden. Und die letzte Sorge, die „Ihre Gnaden“ ins Grab nahmen, war die Angst vor einer Mesalliance.

Als der Reitermacher in die Wirtsstube trat, nahm der Mexikaner gerade ein Schnäpschen. Er liebte es, von Zeit zu Zeit bei dem ehemaligen Nebenbuhler einzufehren, und der Tische wußte diese Ehre gar hoch zu schätzen. Wenigstens tat er so. Denn von den Heidelberger Tagen her lebte noch ein heimlicher Groll gegen den Mexikaner in ihm, der ihn damals so rasch aus der Gunst seines jungen Gebieters verdrängt. „Gätt' der mich nicht aus dem Sattel gehoben, könnt' ich jezt Berwalter oder Rentmeister sein,“ pflegte der Wirt zu sagen. Weil er aber auch so nicht übel gefahren war, suchte er aus der herablassenden Freundschaft des anderen wenigstens noch herauszuschlagen, was sich herauszuschlagen ließ. Und er bat selten umsonst. Auch war es nicht bloß die Fülle der lustigen und schmutzigen Erinnerungen, die beide noch immer verband. Wenn der alte Skuppler das herrschaftliche Schloß verließ, um eine Stunde beim Predal zu „schnapsen“, hatte er immer ganz bestimmte Absichten. In der Schenke wurde alles zusammengetragen, was im Dorf geschah. Und Seine Gnaden, der Herr Graf, hatten oft ein Interesse, zu wissen, wann und wo diese oder jene schöne Bauerntochter zufällig allein zu treffen wäre. Auch was die Bauern untereinander sprachen, begannen den Patronatsherrn zu interessieren. Die Leute begannen sich nämlich seit einiger Zeit allerlei Unsinn in den Kopf zu setzen. Da und dort war die Unzufriedenheit sogar schon zu einer kleinen Revolte ausgeartet. Es war immer gut, „informiert“ zu sein. Man konnte seine Maßregeln treffen und den dummen Kerls mit Hilfe des Justitiärs klarmachen, daß es ganz überflüssig sei, auch ihre Köpfe und Mäuler zu strapazieren. Die Herrschaft war mit ihren Händen vollkommen zufrieden.

Der Mexikaner hatte natürlich einen eigenen Tisch für sich — einen Tisch, dem die Bauern nicht bloß aus Respekt ferne blieben. Heute aber war ein Wochentag und niemand sonst in der Stube, an deren Decke immer eine schwarze Rauchwolke hingog, die nach Sauerkraut und Selchfleisch roch und nach dem schlechten Tabak des Wirtes.

Darum erregte der Reitermacher einiges Interesse, als er eintrat. Erstens war er ein „Zugereister“ und dann . . . Man wußte ja nie, wer und was heutzutage in einem solchen Kerl steck. Und weil der Reitermacher noch in jeder Wirtsstube demselben Mißtrauen begegnet war, hatte er sich angewöhnt, in jede mit demselben Gruß einzutreten: „Gelobt sei Jesus Christus!“

Der rote Schädel des Wirtes fuhr empor. Machte sich jemand einen Späß mit ihm? Zuletzt befann er sich doch, daß er nicht mehr in Heidelberg war, und gab ein mürrisches „In Ewigkeit Amen“ zurück, das der junge Handwerker jedoch kaum hörte, denn er sah im Augenblick nur den Mexikaner. Und als auch dieser den Mund aufat, um den frommen Gruß zu erwidern, ward dem „Reitermacher“ trotz aller Unfrommheit ganz seltsam zumute. „So müßt' der Teufel ausschau'n, wenn er „Gelobt sei Jesus Christus“ sagen muß!“ dachte er. Und: „Der Kerl könnt' einem das Gruseln lehren!“ Aber — es war das erste pfißige Gesicht, das er seit Wochen gesehen hatte, meilenweit, im ganzen Znamer Kreis. Stieß man nicht zufällig unterwegs auf einen Landstreicher, die Bauern da herum sahen ja drein, als könnt man ihnen die Dummheit faustdiel von der Stirne wischen.

„Kann ich eine Suppe haben?“ fragte der Burisch. Der Mexikaner warf dem Wirt einen Blick zu — einen Blick aus den Heidelberger Tagen. „Laß mich erst losgeh'n, mein Lieber . . .“ so beiläufig. Und wie nebenbei sagte er: „Die „Gefelchte“ ist immer recht gut da!“

Der Burisch blinzte ihn von der Seite an. Oha! Wollte der ihm so kommen? Nun — wenn er seinem frommen Gruß nicht traute, er würde ihm wieder in die Selchsuppe

nicht hineinfallen. Und während er seine Siebe von den Schultern nahm und so geräuschlos als möglich hinter die Bank schob, sprach er hirschiden: „Danke; aber heut' ist Quatember.“

„Maruschka, eine Einbrennsuppen!“ rief der Wirt zum Schiebfenster hinaus. Der Mexikaner aber kniff die Augen ein und trank sein Glas leer. Sollte er sich doch geirrt haben in dem Fremden? Der Kerl sah ihm einmal zu klug drein. Und kluge Köpfe waren im Augenblick kein angenehmer Bezug.

Eine Weile blieb er still. Nur das Gesumm einer großen Fliege belebte das Schweigen, die aus der Gasse, wo der Bursch saß, immer wieder gegen die Scheiben stieß.

„Ich kann ja warten,“ dachte der Reitermacher.

Richtig!

„Schön Wetter heut,“ begann der Mexikaner nach einer Weile.

„Die Leute können's brauchen!“ kam es gemessen zurück. Der Mexikaner sog eine Weile an seiner „Türkischen“, die er wie ein Grosherr überall mit sich herumzutragen pflegte. Wenn ihm der Qualm in dicken Wolken um die braune Frage hing, hatte er seine besten und ruchlosesten Einfälle.

„Steh'n die Saaten überall so gut?“ fragte er nach längerem Geschmauch.

„Du willst wissen, wo ich herkomm', mein Lieber,“ dachte der Reitermacher. Und da er sich schon oft im Leben überzeugt, daß es immer das beste war, nur die halbe Wahrheit zu sagen, erwiderte er: „In Ostreich drüben noch besser!“ In Niederösterreich war er nämlich vor zwei Wochen herumgezogen.

„Ja, die haben's wärmer,“ nickte der Mexikaner. „Und sind doch immer unzufrieden.“

„Da hinaus geh't also,“ sagte sich der Reitermacher, und ebenso rasch zog er einen anderen Schluß: daß der Mann nur im Dienst einer Herrschaft stehen könne! Jäger war er nicht, dazu fehlte ihm die Montur. Also Rentmeister oder Verwalter oder gar der „Herr Justitiär“. Denen wurde jetzt allgemach bange vor dem Getuschel und Gezischel der Bauern. Satten auch allen Grund dazu.

„Siehst du, mein Lieber, jetzt hab' ich dich!“ freute sich der Reitermacher. Er war an dem Lorowitzer Gut noch nicht vorübergekommen. Darum meinte er, einen Beamten des „Kunkellehens“ vor sich zu haben. Da hieß es sich angenehm machen, um besser heranzukommen. Und herankommen wollte er, wenn er auch noch nicht recht wußte, warum. Aber so oft ihn etwas so gepackt und er so nachgegeben hatte, war er noch immer am besten gefahren. Wie ein Trieb war ihm das in die Seele gegeben. Etwas Wildes, Ursprüngliches, das ihn noch stets auf die richtige Fährte geleitet, wie einen Jagdhund. Hatte er aber einmal „den Wind“, für das andere kam sein Verstand auf.

Ob er das von Mutters- oder Vatersseite her geerbt? Er wußte es nicht. Denn er hatte weder seinen Vater noch seine Mutter gekannt. Aber man konnte es brauchen, wenn man jahraus, jahrein die langen Straßen lief, die keinesgleichen noch nie an ein richtiges Ziel brachten.

„Hier herum sind die Leute freilich besser,“ nickte er. „Das hab' ich auf Schritt und Tritt gemerkt. Sind auch frömmere,“ setzte er mit einer gewissen Genugthuung hinzu.

Der Mexikaner kniff wieder die Augen ein. „Nervwürdig,“ dachte er, „daß ein solcher Paternosterbruder so ein kluges Gesicht mitbekommen!“ Ihm schien das wie eine Rechnung, die nicht stimmen will. Aber schließlich . . . „Unser Herrgott hat einen großen Tiergarten!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

Von August Friedrich Krause.

1.

Die letzten schönen Tage des Herbstes waren über das Land gegangen wie das Ausleuchten eines späten Glüds: golden, und doch ein wenig gedämpft in Glanz und Farben, hell und klar, aber die Ferne schon umhangen von zarten Schleieren, mild und sonnenwarm, wenn aber ein stilles Wesen anhub vom Saderauer Wald her, war ein kühles, ahnungsreiches Erschauern darin.

Nun war schlimmes Wetter eingebrochen: schier grundlos waren in wenig Tagen die Landstraßen geworden, und die sahlbraunen Blätter der Hedenbüchen wehten im scharfen Wind, der Regen und

Schnee durcheinanderpeitschte, wie die trübseligen Felsen einer zerklüfteten Fagane. Es wurde Zeit für landfahrendes Volk, sich einen Unterschlupf für den Winter zu suchen.

Die Straße von Rätzchen her trottete einer, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er den Sommer über in wenig Betten gelegen. Den schmierigen Filz hatte er tief über den Kopf gezogen und die Krempe rundum heruntergeschlagen; nun konnte der Regen nach allen Seiten herabrieseln. Die Schultern waren dem Manne schon völlig durchnäßt, und die Hosen klebten ihm an den Beinen. Wenn der Wind stärker blies, versuchte er, die Fäuste tiefer in die Taschen seines Jaketts zu vergraben.

So trappete er am Kreuz vorbei ins Dorf. Sonst lüpfte er, wenn er in einen Ort einmarschierte, vor solch frommem Wegzeichen den Hut, es konnte nützlich sein für den Bettelgang von Tür zu Tür; heute achtete er nicht darauf, es war strahlauf, strahlab kein Mensch zu sehen, und die Nebel verhingen alles.

Sehr verheißungsvoll sah überhaupt das ganze Nest nicht aus, gleich die erste Stille, strohgedeckt und halbverfallen, machte keinen besonderen Eindrud.

Der Weg teilte sich. Mißmutig sah er sich um: wo ging's ins Dorf? Geradecaus oder rechts? Man tut bei solchem Wetter nicht gern unnütze Schritte. Da schüttelte er sich, daß die Tropfen von den Kleibern stiebert, gab sich einen entschiedenen Ruck und schlug sich nach rechts. Man muß nicht immer den geraden Weg wählen, hinten herum führt auch zum Ziel! Der Gedanke hatte den Ausschlag gegeben.

Diesmal sah'n's getroffen.

Noch keine hundert Schritt war er gegangen, da stand er bei einer kleinen Wendung des Weges vor einem schönen massiven Hause mit flachem Dach. Freundlich blühten die Fenster in den griesgrämigen Regentag hinaus und ringsum war alles so blicksauber, daß man schon wünschen mochte, hier daheim zu sein.

Doch war es nicht das Aussehen, was dem Burschen das Herz froh machte. Da lagen im Hofe unter sorglich gerichtetem Dach wohlgestapelte Stöße von Brettern, Kiefern und fichtene waren es zumeist, dann auch erlene Schwarzen und eichene Dohlen, eines vom andern durch kleine Stapelhölzer getrennt, damit die Luft gut durchziehen und das Kuchholz austrocknen könne. Dazu Klang aus der Werkstatt das fröhliche Kreischen des Hobels: es grüßte das Handwerk!

Winters Eingang war ihm dieser Ton willkommenener als sonst, er verhieß ihm schützendes Obdach. Und doch zögerte er noch, es wurde ihm schwer, wieder unter ein Joch zu kriechen. Ein Windstoß aber, der ihm Kälteschauer über den Körper jagte, trieb ihn durch die Pforte des niedrigen, grün gestrichenen Jaunes in den Hof. Auf den Steinplatten vor der Haustür klopfte er den ärgsten Schmutz von den Füßen. Die Glocke schrillte wie in einem Dorfkaufladen, als er die Haustür öffnete.

Den Hut in der Hand, wartete er.

Ein junger Mensch, dem kaum der erste dunkle Flaum auf der Oberlippe sproßte, steckte den Kopf zur Werkstatt heraus, und als er den Landfremden sah, schrie er gegen die Bohnstüdentür auf der andern Seite des Flurs:

„Mutter, 'n Festsbruder!“

Schwapp, flog auch schon die Tür wieder zu und zum Kreischen des Hobels erklang lustiges Pfeifen.

In den Augen des Landstreichers blühte es drohend auf; ein böser, dunkelglühender Blick schoß dem jungen Menschen nach. Da hörte sein feines Ohr, wie sich leise Schritte der Tür zur Rechten näherten, und schon hatte er sich wieder in der Gewalt: in Haltung und Blick zwang er unterwürfige Demut, die wie ein geducktes Lauern auf Mitleid war.

Eine hohe, überaus hagere Frau trat in die Tür. Der etwas eingekniffene Mund blieb fest geschlossen; sie sagte nichts und fragte nichts und sah ihn nur an vom Kopf bis zu den Füßen. Da konnte einem schon eine Gänsehaut über den Leib laufen bei solchem Blick.

„Ich tät schön . . . ich wollt' amal fragen, ob . . . ob ich Arbeit kriegen könnte! Vielleicht braucht der Herr Meister . . .!“

„Fischler?“

„Ich bitt schön, Frau Meisterin, Bau-, Sarg- und Möbel-tischler.“

Er machte dabei eine ungeschickte Verbeugung.

„Ich nehme keine Leute von der Landstraße!“

Verlegen drehte er seinen Filz in den Händen; aber er gab die Hoffnung noch nicht auf:

„Vielleicht, wenn der Herr Meister meine Papiere . . .“

„Der Meister bin ich!“

Mit offenem Munde starrte er einen Augenblick die Frau an. So eine war ihm noch nicht vorgekommen.

Immer noch glitt der mißtrauische Frauenblick über ihn hin, musterte seinen Anzug, prüfte das bartstoppelige Gesicht und die tief unter buschigen Brauen liegenden listigen Augenlein; aber er sah, und dafür hatte er einen geübten Blick, wie in den hellen Augen, die wie der blauschimmernde Bruch klaren Eises leuchteten, leises Mitleid aufglänzte, der strengen Frau vielleicht selbst unbewußt. Das gab ihm Mut:

„Wenn Sie's vielleicht mit mir versuchen täten?“

„Nein!“

Da wandte er sich, um zu gehen, und warf den Kopf trotzig hoch: „Na, denn nicht!“

„Warten Sie!“

Der Klang dieses Wortes riß ihn herum, er möchte wollen oder nicht.

„Einen Topf Kaffee und eine Schnitte Brot können Sie kriegen!“

Als wenn er gefühlt hätte, was dieser Frau allein imponieren konnte, machte er ein beleidigtes Gesicht und murrte trotzig:

„Ich bin kein Fechtbruder nicht! Ich will Arbeit!“

Um den warmen Kaffee tat's ihm zwar leid, er hätte ihm gut getan, und eine Schnitte dazu, vielleicht gar mit Fett geschmiert, wie er es so gern ah: das Wasser ließ ihm ordentlich im Mund zusammen bei dem Gedanken, und er mußte tüchtig schluden, um fest zu bleiben.

Kurz aufgelaßt hatte die Frau bei seinem Austreten, aber sie öffnete die Werkstatt und rief hinein:

„Du, Paul, hier ist einer, der tut sich ums Arbeiten reißen!“

„Immer od' rein,“ lachte der junge Mann, „Arbeit hat's genug bei uns!“

„Gott sei Dank,“ fügte die Meisterin stolz hinzu.

Die nicht allzu geräumige Werkstatt hatte drei Fenster: eines an der Giebelseite ging nach dem Gemüsegarten hinaus, in dem auch unter sorglich hütendem Strohdach die Bienenstöcke aufgestellt waren, die beiden andern saßen in den steingepflasterten Hof. Die Hobelbank vor dem Giebelfenster stand leer, aber sie war sauber abgeräumt, und man sah, daß sie ständig benutzt wurde.

An der einen der beiden anderen Werkbänke arbeitete, die Hemdärmel bis zu den Ellbogen aufgestrempelt, der junge Tischler. Er hatte ein breites, zweimal geleimtes Stück eingespannt, das eben erst in Arbeit genommen war: man sah auf der vom Schnitt rauhen Fläche des Holzes erst wenige kurze Streifen, die das scharfe Eisen des Schrubbers hineingebissen hatte.

Mit ein paar Griffen räumte er die Bank ab, die der Tür am nächsten stand und mit Werkstücken aller Art vollgepackt war. Auf einige geleimte Bretter zeigend, die auf den vier Schraubfüßen an der Hinterwand lagen, wies er dem Neuen die Arbeit:

„Da, die Schrankseiten wären auszuhobeln, aber fein, gelt?“

Ein böser Blick streifte den Meistersohn.

Ohne ein Wort zu erwidern, machte der Fremde sich an die Arbeit: spannte das Stück ein, prüfte und richtete das Eisen des Schrubbers.

Da fuhr ihm die Frau mit einer Frage dazwischen:

„Wollen Sie in Ihrem nassen Ködel arbeiten?“

„Machen Sie sich's od' bequem bei uns,“ spottete Paul, „immer vunter mit der Bradel!“

Dunkelrot im Gesicht, sah der Neue die Meisterin an:

„Ich . . . ich . . . mein Hemd is nich mehr ganz gut!“

Sie schippte nur mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Das hab' ich mir schon gedacht! Aber es war doch ein wärmerer Ton in ihrer harten Stimme, als sie meinte:

„Und die Schürze ist zu Fußklappen verbraucht, na gell?“

Es war seltsam, wie weichen Glanz das flüchtige Lächeln dem strengen Gesicht zu geben vermochte.

„Gib ihm deine andere Schürze, Paul!“

Eine Weile sah sie dem Arbeitenden zu und beobachtete jeden seiner Handgriffe scharf, sagte aber nichts und machte sich bald in der Werkstatt zu schaffen.

Kein Wort wurde gesprochen, jeder arbeitete eifrig: die Schrubber schurrten, die Hobel kreischten, die Raubbänke gaben ihren langgezogenen schneidenden Pfiff und spizen breite, glatte Späne, bis die Puhobel an die Reihe kamen und dem Brett die letzte seine Glätte gaben. Dazu Inatterte und lachte das lodernde Herdfeuer, das all die Späne fraß, die der Fleiß der beiden Schaffenden häufte, und zischend brodelte der Wein, den die Meisterin unter ständigem Umrühren abkochte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

(Kleintierzucht auf der Laubenparzelle.)

Wenn man sich einmal die Mühe nehmen wollte, eine unserer großen Laubenkolonien auf ihren Inhalt hin eingehender zu prüfen, so würde man zu der Ueberzeugung gelangen, daß jede dieser Kolonien, mag sie heißen wie sie will, nicht nur eine große Gartenwirtschaft, zusammengesetzt aus hunderten und tausenden kleiner Beete, sondern daneben noch eine Art Gutswirtschaft, richtiger gesagt, einen zwar nicht arten-, aber inhaltsreichen Zoologischen Garten darstellt. Fast jeder Laubenkolonist reitet, wie man zu sagen pflegt, sein Stedenpferd, oft auch mehrere. Das Hauptstedenpferd bildet natürlich die Gartenkultur, weil sie von der Frau der Laube unterstützt und hochgehalten wird, dann kommt aber die Tierzucht gleich an zweiter Stelle. Ich will nicht von den Goldfischen reden, die über Sommer in kleinen Kastenaquarien am Laubenfenster stehen, und nicht von dem Biepmak, der im Bauer an der Laubenveranda hängt und mit seinem freiliegenden Anhang die Musiklapelle erseht. Sobald er seine Stimme im Kasten ertönen läßt, antworten ihm Gebatter Hink und Spatz, und bald ertönt dann ein

viel-, Wenn auch etwas unstimmiges Konzert, das die Gemüter erheitert und Mals- oder Bohnentaffee würzt.

Wenn wir eine unserer Laubenkolonien durchschreiten, so fallen uns überall die großen Drahtkästen auf den Dächern auf, auf jedem zehnten Dach steht oft eine solche Kiste, bevölkert mit schwächlichen, meist langoeinigen Tauben. Die Kassen, aus der Gruppe der lang-, kurz- und mittelschnäbligen Tümmler, die hier gehalten werden, bilden ein wichtiges Spekulationsobjekt des Laubenkolonisten; sie werden nicht nur in den sogenannten Taubenböden, als welche gewisse Vorstadtkiepen firmieren, sondern auch in den Markthallen auf den Geflügel- und speziellen Taubenausstellungen lebhaft gehandelt. Auf den Ausstellungen zeigen Preise von 200, 300 und selbst 500 M. pro Stück, wie hoch der Besitzer seine tassechten Tiere oft einschätzt. Freilich stehen diese Preise meist nur auf dem Papier, wenn sich nicht zufällig einmal ein übergeschnappter Engländer einfindet, der seine Goldfische in beliebiger Zahl strupellos für eine Berliner Blaube oder für einen Kupfergimpel hergibt. Wenn Mutter Sonntag früh im Garten gräbt, gießt oder jätet, sitzt Vater auf dem Laubendach, in beiden Händen eine lange Stange mit rottem Wimpel haltend und sie kräftig schwingend. Die Kleinen Jungen sitzen neben ihm und lernen so frühzeitig den Flugtaubensport. Das ist keine wirtschaftliche Aufzucht, sondern nur eine Liebhaberei, die nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen Groß- und Mittelstädten verbreitet ist. Und überall hat man besondere Rassen; so in Stralsund die Wolkenstecher, in Danzig die Hochflieger, in Königsberg die Reinaugen, in Wien die Gamseln, in Pest die Gestocherten usw. Es sind alles Tauben, die man fliegen sehen will, die man deshalb einjagt und im Jahr nur zwei bis drei Bruten machen läßt, um die Flugleistungen nicht zu schwächen. Kommt wirklich mal ein solches Täubchen in den Schmortopf, dann sieht es armelig genug aus, und das Abnagen des geringen Fleisches von den vielen Knochen macht eine Heidenarbeit, für welche jede reelle Unterlage fehlt. Von den schweren Rastaffen, bei welchen ein Nestjunges oft ein halbes Kilo schwer ist, wiegt jede einzelne drei bis vier unserer Flugtauben auf.

Für die wirkliche Rastaubenzucht kommen eigentlich nur unsere gewöhnliche Feldtaube und die gewöhnliche Antwerpener Brieftaube in Frage. Diese Tauben suchen weithin die Felder nach Unkrautsamernein, Pflanzen- und Insektenkot ab, und nach der Getreidernte mästen sie sich mit Finken und Rabenvögeln gemeinsam an den Lausend und Abertausend ausgefallener Körner, die für den Landwirt sowieso verloren sind. Die Arbeitsamkeit dieser Rassen überhebt den Laubenkolonisten im Winter einer schweren Sorge, derjenigen der Beschaffung des Trinkwassers. Mag es auch Stein und Wein frieren, die genannten Feldtauben werden trotz alledem offenes Wasser zu finden wissen, wo sie ihren Durst löschen, und wenn es stundenweit entfernt ist. Das Futter kann man dann in automatischen Futtermägen reichen, was heißt auf Vorrat für drei bis vier, ja selbst für sieben Tage. Wohl gibt es im Handel automatische heizbare Sauggefäße, ich habe sie aber in allen möglichen Arten erfolglos durchprobiert. Mögen sie nun mit Britetts oder mit Brennöel geheizt werden, bei strenger Kälte frieren sie auch bei zweimaliger täglicher Erneuerung der Heizung sicher ein und verhehlen damit ihren Beruf. Aus diesem Grunde muß sich der Geflügelhalter, der im Winter nicht täglich auf seiner Parzelle ist, deshalb nicht für frisches, angewärmtes Saufwasser sorgen kann, auf die Haltung von Feld- und Brieftauben beschränken.

Aber zäh, wie der Laubenkolonist nun einmal ist, hält er auch an der Zucht von Großgeflügel fest. Hühner sind in der Laubenkolonie eine alltägliche Erscheinung, Puten, Enten und Gänse nicht selten. Viele Kolonisten scheuen im Winter tägliche Eisenbahnfahrten oder lange Fußmärsche nicht, nur um ihr Geflügel zu versorgen. Das Wasser sucht man vielfach, der Kot gehorchend, durch fleingeschlagene Eistüde zu ersetzen, die man auf Vorrat gibt. Andere nehmen das Geflügel im Winter mit heim, um es in Kellern oder Bodenräumen zu überwintern, in welchem Falle dann natürlich von nennenswerter Eierproduktion keine Rede sein kann. Alles in allem bleibt die Geflügelhaltung für den Laubenkolonisten eine ziemlich kostspielige Liebhaberei, da die Abfälle, welche die kleine Laubenparzelle für die Hühnerhaltung bietet, kaum in die Wagtschale fallen. Mit gekochten Kartoffeln und aufgeweichten alten Brotabfällen nebst Grünfutter ist Geflügel auf die Dauer nicht zu erhalten. Die gestampften Kartoffeln müssen schon mit Meie, zur Abwechslung auch mit Maismehl vermischt werden, und zur Abendfütterung sind Körner, Gerste oder Weizen, nicht zu entbehren. Roggen, der etwas niedriger im Preise steht, ist ein schlechtes Körnerfutter und wird auf die Dauer überhaupt nicht genommen.

Der Hühnerzucht ist auf der Laubenparzelle auch der allzubeschränkte Raum hinderlich. Gerade unsere besten Legehühner sind leichtfüßige, halbwegs flugfähige Tiere. In kleiner Voliere fühlen sie sich unglücklich und legen dann schlecht. Freier Auslauf auf die Parzelle ist nur dann möglich, wenn man auf jede Gartenkultur verzichtet will und nicht auf Nachbarn Rücksicht zu nehmen hat. Die leichten Landhühner fliegen besser, als man glaubt. Bäume von 1½ bis 2 Meter Höhe nehmen sie mit Leichtigkeit, selbst noch mit total verknümmerten Flügeln. Infolgedessen richten sie in den Nachbargärten böse Verheerungen an, was zu ewigen Vergewissungen führt. In Frage kommen also nur flugunfähige, schwere Rassen.

Die Brahma, Kojin, Bhandottes, Orpington usw. All diese Hühner sind aber sehr schlechte Leger. Die Eier sind nicht nur winzig klein im Verhältnis zu ihrer Körpergröße und ihrem Futterbedarf, sondern diese Rassen werden auch von einer unbezähmbaren Brutlust befallen; jedes einzelne Tier glückt drei- bis fünfmal im Sommer und legt dann natürlich nicht. Sechs schwarze vorjährige Orpington-Bruthennen fingen bei mir im März dieses Jahres zu legen an. Im April brachten sie es zusammen auf 47 Eier, in den folgenden Monaten auf 44, 40, 57 und 59. Vom April bis jetzt glückten nie weniger als zwei, meist drei Stück. In einem gepflasterten Hofraum, der keine Sitzgelegenheit bot, trieb ich ihnen die Brutlust aus. Kaum hatten sie aber wieder 10 bis 12 Eier gelegt, so glückten sie aufs neue. Als Gegenstück führe ich meine diesjährigen gestreiften Plymouth-Ross an. Während die Orpingtons erst im Alter von 11 bis 12 Monaten legen, fingen die drei Tiere der letztgenannten Rasse Mitte Juli im Alter von knapp fünf Monaten damit an und brachten es im August bereits auf 67 Eier. Die schwereren Rassen sind nicht Lege-, sondern Fleischhühner, und als solche stehen die weißfleischigen Orpingtons neben den Sundheimer, Stuhler, Meckelner und Haberlles an erster Stelle. Wenn aber die Zucht nutzbringend sein soll, so muß man sich auf Küdenzucht beschränken, d. h. die jungen Tiere mästen und im Alter von drei bis vier Monaten als feinste Brathühner verkaufen. Ueberwintern darf man in diesem Fall nur so viel Tiere, als man zur Gewinnung der Bruteier für die nächste Zuchtperiode bedarf. An Stelle der künstlichen Brutmaschinen bedient man sich dann einer natürlichen. Als solche gilt die Krutheime, die sich ohne Umstände, jederzeit, auf das Nest gesetzt und mit einem Korb bedeckt, brutlustig machen läßt. Man legt ihr der Sicherheit halber zunächst einige Porzellanier unter, erst wenn sie auf diesen feststeht, die echten Eier, von welchen sie je nach Größe 20 bis 30 Stück decken, also gleichzeitig bebrüten kann.

Die Haltung von Gänzen und Enten ist nicht, wie man anzunehmen geneigt ist, an Wasser gebunden. Ein großes Wassergefäß genügt. Wenn man aber befruchtete Eier erzielen will, ist das Vorhandensein eines Teiches oder Wasserpumpels, bezw. eines flachen Wassergefäßes von 2 Meter Durchmesser absolutes Erfordernis.

Die lohnendste und einträglichste Kleintierzucht für den Laubenkolonisten ist unbedingt die Kaninchenzucht; sie wird ja auch als Nut- und Sportzucht in den Laubenkolonien in umfangreicher Weise betrieben. Die im Herbst und Winter jährlich in Berlin stattfindenden Kaninchenausstellungen weisen hin und wieder prächtige Zuchttiere auf, die den Beweis dafür liefern, daß mancher Laubenkolonist dieses Gebiet durchaus beherrscht. Auch Frieche gehört zu diesen, denn seine belgischen Riesenkarnideln sind, wie man zu sagen pflegt, nicht von schlechten Eltern. Der Vater ist ein preisgekrönter Kammler und die Mütter sind die schönsten und lieblichsten Bibben, die man sich denken kann. Und Ohren haben sie, die einem italienischen Zwergesel alle Ehre machen würden! Das Kaninchen ist unter allen Kleintieren dasjenige, für welches im Laubengarten am meisten abfällt. Die geringen Kartoffeln, die Kartoffelschaln, die in der Küche unbrauchbaren losen Blätter der verschiedenen Kohlsorten, der mikratene Blumenkohl, in Samen geschossener Salat und Spinat, schwammig gewordene Rüben, verschalenartige Unkräuter, kurz, alles wird von den Kaninchen mit Behagen gefressen, und sie werden dick und rund dabei. Gibt es in fortgeschrittener Jahreszeit nichts Grünes auf der Pargelle mehr, dann füttert man mit Kohlrüben, Mohrrüben, Kunkeln und Kartoffeln. Bei dieser vorwiegenden Grünfütterung wird kein Wasser gereicht, denn solches ist nur bei reichlicher Trockenfütterung erforderlich. Will man einen schwachen Eraten erzielen, so darf man sich allerdings nicht auf Rüben und Gemüse als Futtermittel beschränken, man muß dann auch etwas Hafer geben. Das Kaninchen hat nichts vom „wilden“ Geschmak des Feld- oder Waldhasen, aber das Fleisch ist leicht verdaulich und schmeckt zart wie Hühnerfleisch. Alle Züchter haben mir oft berichtet, daß man sich nie daran überessen könne. Die Schwachhaftigkeit des Fleisches wird erhöht, wenn man zur Beimischung unter das Futter etwas Würzkräuter anbaut, namentlich Sauerampfer, Estragon, Hop, Lavendel, Thymian, Boretsch u. a. Die besten Fleischrassen sind das belgische Riesen- und Wilderkaninchen, letzteres mit einem hängenden und einem aufrechtstehenden Langoehr, aber auch unser gemeiner Stallhase lohnt die Zucht. Von ihm gibt es hübsche Haar- und Farbenvarietäten, so das weiße mit roten Augen, das russische, das Silberkaninchen und das Angorakaninchen. Einer meiner Bekannten hat drei Huden und vier Kadeln, und alle sieben laufen im Winter in reizenden silbergrauen Pelzmützen herum. Den Pelz dazu liefern die Felle der geschlachteten Tiere. Vater gerbt sie mit Alaun und etwas Arsen und Mutter näht sie. Die Kinder sehen prächtig in diesen Kappen aus. Der Ueiningeweihte meint, sie seien aus Mauseuchs gefertigt, der zwar hundertmal teurer, aber durchaus nicht schöner und haltbarer ist, und dem Felle des modernen Polarfuchses kann man ruhig dasjenige des Angorakaninchens an die Seite stellen.

Ueber die Vermehrungsfähigkeit der Kaninchen brauche ich weiter nichts zu sagen. Frau Frieche war rein fassungslös vor Erstaunen, als ich ihr einige Zahlen nannte. Daß so ein Karnidel, namentlich ein Kammler, wenig auf eheliche Treue hält, so daß sich seine Nachkommen, wenn man ihm genügend Bibben gibt, schließ-

lich auf Regionen belaufen können, ist zwar nicht schön, trägt aber mit dazu bei, die Zucht lohnend zu gestalten.

An die Stallung stellen die Kaninchen nur geringe Ansprüche. Die Ställe werden oft kastenartig in mehreren Etagen übereinander errichtet, doch möchte ich dieses System nicht empfehlen. Hauptfache ist guter Verschluß und etwas abgegrähter, aus starkem Holz gefertigter oder gemauerter Boden. Da die Tiere stark nassen, aber gegen Feuchtigkeit sehr empfindlich sind, muß immer für trockene Streu- oder Strohuunterlage gesorgt werden. Die schlimmsten Feinde der Kaninchen sind Motten, Käsen, Wiesel, Iltis und Marder, was guten Verschluß der Stallungen erfordert und auch im Sommer ein Halten im Freien unmöglich macht.

Eine Kleintierzucht im wahren Sinne des Wortes ist die Bienenzucht, leider kommt sie aber für den Laubenkolonisten nicht in Frage. Ein starkes Bienenvolk besteht aus 30—40 000 Tieren, die sich in der näheren Umgebung oft sehr unliebsam bemerkbar machen können, deshalb muß der Bienenstand einen Platz erhalten, der von jedem der Nachbargrundstücke mindestens 10 Meter Abstand hat. Daß die Bienenzucht interessant ist, und daß sie den Gartenbau indirekt fördert, dürfte nicht zu bestreiten sein, aber lohnend ist sie entschieden nicht immer. Eine lohnende Bienenzucht erfordert unter allen Umständen eine gute Bienenweide, wo diese nicht von Natur aus vorhanden ist, muß man stark honigende Futterpflanzen in größerem Umfang anbauen. Aber auch diese versagen in nassen Jahren, wie in dem verflohenen, und in heißen, trockenen, wie in dem gegenwärtigen. Andauernder Regen wäscht den Nektar aus den meisten Blüten aus. Bei andauernder Dürre honigt dagegen nicht eine Blüte. Infolgedessen haben die Bienen im verflohenen Jahre fast gar keinen Ertrag gebracht und in diesem Jahre mußten diejenigen Jücker, die den ersten Honig nach der Lindblüte geerntet hatten, schon von Anfang August ab die Tiere ständig füttern. Das kostet Geld, denn außer der laudenden Nahrung müssen jedem einzelnen Volke mindestens 30 Pfund Zucker zur Aufspeicherung des notwendigen Wintervorrates in Zwischenräumen von drei zu drei Tagen verabreicht werden, wozu für meinen Stand von sechs Völkern 100 Kilogramm besten Kristallzuckers erforderlich sind, die rund 50 Mark kosten, während die Einnahmen aus dem diesjährigen Honigertrag nur 45 M. brachten. Dabei habe ich so manchen Sonntag und manchen Abend den Bienen widmen müssen. In normalen Jahren ist freilich ein besseres Ergebnis zu erwarten. Id.

Kleines feuilleton.

Theater.

Friedrich-Wilhelmstädtisches Schauspielhaus. „Siegfried der Cherusker.“ Dramatische Dichtung von Adolf Wilbrandt. Dem Namen des verstorbenen Wilbrandt sügt dieses nachgelassene Drama, dem man die Schlußader des Säreibüchses für alle Zeiten hätte gönnen sollen, keinen neuen Ehrentitel zu. Nur biographisch hat es ein gewisses Interesse als Dokument für die Beharrlichkeit, mit der der Dichter sich gewisse jugendliche Stimmungen, jene schwererrassende Germanenbegeisterung, die nach dem Kriege in Felix Dahn ihren weiland geräuschvollsten Propheten fand, durch den Wandel der Zeiten gewahrt hat. Es ist ein Stück, das sich zum größten Teil aus Toasten auf deutsche Kraft und Herrlichkeit zusammensetzt. — Hermann der Cherusker, den Wilbrandt in einen Siegfried umtauscht und wie Siegfried inmitten seines jungen Heldentums durch tückischen Speerwurf aus dem Hinterhalt fallen läßt, lebt aus Rom zur Heimat, wo die blonde Thusnelde, die heldenbaste Tochter eines entarteten Rom-freundlichen Germanenfürsten seiner harrt, zurück. Der Traum der deutschen Freiheit, in dem sich Siegfried und Thusnelde's Jugendliebe einstens fand, soll nun in prangende Erfüllung gehen. Den erhabenen Worten des Liebespaares folgt auf dem Fuß die große Tat. Siegfried, der des Römerfeldhern Varus Argwohn listentreich einschläfert — er trägt zu diesem Zwecke ihm beispielsweise die selbstverfaßte Uebersetzung eines Horazischen Liebesliedes vor — vernichtet im Grunde mit den Wäterschworen den Liebesliedes vor — vernichtet im Grunde mit den Wäterschworen die in die Sümpfe gelockten Legionen und wird darauf durch Ansprachen und Stalpengesänge ausgiebig gefeiert. Hand in Hand mit Thusnelde, die er dem verräterischen Vater, wie man hört, entführt hat, tritt er vor sein befreites Volk. Dann ist vom Einfall des Germanilus die Rede, der die von dem bösen Vater zurückgeraubte Tochter erbeutet und sie den Römern im Triumphzuge vorführt. Eine Versammlung der Cheruskerfürsten will die verderbliche deutsche Zerplitterung und Zwietracht, die nur dem Feinde nützt, durch Siegfrieds Wahl zum König und Heerführer aller Stämme bannen, doch irgend ein Verwandter Siegfrieds, ein grauhaariger Reiding, von dem man bis dahin so gut wie nichts erfuhr, verhilft dem Stück in der Verlegenheit, was eigentlich aus der Geschichte werden soll, durch einen Speerwurf zu einem tragischen Ende.

Die Herren Bruno als Siegfried, Delius als Theoderich und Kaufmann als verräterischer Segest kamen den Anforderungen, die das Drama an Deklamation stellt, mit Lust und Liebe nach. Letztinger gab den Varus in eindrucksvoller Maske. Käte Wittenberg brachte für die Thusnelde eine staatlische Erscheinung mit. dt.